Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 60 (1980)
Heft: 5

Artikel: Europa, der Riese aus der Ferne. Teil I, Algier bis Jerusalem
Autor: Stern, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163642

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FRITZ STERN

Europa – der Riese aus der Ferne (I)

Algier bis Jerusalem

Dass Westeuropa sich in einem Zustand der Verwirrung befindet, ist längst ein Gemeinplatz. Die Zeitungstitel verkünden es, die Kapitalflucht bestätigt es. Nach einer Generation nie dagewesener Prosperität und bisher unerreichten Fortschritts stossen die westeuropäischen Nationen, obwohl sie noch bemerkenswert stark sind, auf ein Netz von Schwierigkeiten, die sie auf den verschiedensten Gebieten bedrohen und gegen die man kein Heilmittel kennt.

Wie jeder bedeutende Wandel, stammt die gegenwärtige Verwirrung aus dem Zusammentreffen mehrerer Ereignisse. Die Wirtschaftsordnung, so wohltätig sie viele Jahre wirkte, war schon vor 1973 ausgehöhlt, aber der Nahostkrieg dieses Jahres, das darauf folgende Ölembargo und die Vervierfachung der Ölpreise machten den Europäern plötzlich klar, wie verwundbar sie sind: ihr wirtschaftliches Überleben erfordert Öl aus Nah- und Mittelost, ihr militärisches Überleben amerikanische Waffen. Die europäischen Nationen entdeckten diese doppelte Abhängigkeit, die durch innere Schwächung und gelegentliche äussere Reibereien noch verschlimmert wird. Eine Kombination von Macht und Abhängigkeit, wie man sie im heutigen Europa findet, ist etwas Seltenes in der Geschichte.

Europa ist mit seinen neuen Schwierigkeiten nicht allein: alle ölimportierenden Staaten stehen unter ähnlichem Druck und müssen neue Wege finden, um den teureren Brennstoff zu bezahlen. Japan ist das Musterbeispiel eines Landes, das auf die Ölkrise mit einer starken Expansion seiner ohnehin schon grossen Ausfuhr reagierte. Aber Europa teilt mit den aussereuropäischen Ländern noch einen anderen schwächenden Faktor: das Verschwinden der politischen Riesen der Nachkriegsepoche und der Parteien, die den Einfluss dieser Riesen zu verewigen schienen. Von den Riesen blieb zuletzt nur Tito; de Gaulle, Adenauer, de Gasperi, Nehru, Nasser und Ben-Gurion sind tot. Mit ihrem Abgang von der Szene

und aus vielen anderen Gründen sind die Gaullisten zerstritten, die italienischen Christdemokraten in Nöten, ebenso wie die israelische Arbeiterpartei, die indische Kongresspartei und in einem gewissen Ausmass auch die japanischen Liberal-Demokraten. Die grossen Parteien scheinen sich selbst erschöpft zu haben oder sie erlagen den Versuchungen der Gewöhnung an die Macht. In den meisten Teilen der Welt werden die wirtschaftlichen Probleme schwieriger, während die Parteien schwächer werden; beide Prozesse hängen eng zusammen.

Man muss Europas gegenwärtige Schwäche aus einer historischen Perspektive sehen. Während des grössten Teils unseres Jahrhunderts war Europas Position in der Welt am Schrumpfen, aber der Abstieg war so allmählich und Europas Energie immer noch so bemerkenswert, dass man dies nicht immer voll begriff. In der Nachlese des Zweiten Weltkriegs verlor Europa seine Imperien, machte aber diesen Verlust schnell durch einen noch nie dagewesenen wirtschaftlichen Aufstieg wett – wodurch es gleichzeitig seine marxistischen Kritiker Lügen strafte. Jetzt ist das Wirtschaftswachstum ungewiss geworden, und Europa sieht sich immer energischeren Forderungen nach einer Umverteilung des Reichtums und der Macht gegenüber – im Inneren und im Äusseren. Sogar der Anblick Europas hat sich geändert: in London ist die arabische Präsenz sehr sichtbar; bei Krupp oder Fiat sieht man weniger deutlich, dass Mitbesitzer aussereuropäische Staaten sind.

Schwäche kann gegensätzliche Folgen haben. Sie kann zu einer Inselmentalität führen – in Europa ist dies geschehen. In der Nachkriegszeit, selbst zur Zeit des grossen Wirtschaftsaufschwungs, liebten die Europäer, was Andrew Shonfield so treffend «die Illusion der Ungestörtheit» genannt hat. Die gegenwärtige Verwirrung könnte diese Inselmentalität noch verstärken – namentlich durch Protektionismus –, aber sie könnte Europa auch zwingen, sich noch mehr mit der äusseren Welt einzulassen, nicht nur mit den Vereinigten Staaten. Es stimmt zwar, dass europäisches Kapital in vorher nie erreichtem Mass nach Amerika strömt, aber die Ausfuhr aus den Ländern der EG nach Westasien sind in den letzten drei Jahren um 250 Prozent gestiegen. Unter veränderten Bedingungen ist Europa dabei, Länder wiederzuentdecken, an denen es einst grosses Interesse hatte; bis 1914 oder sogar 1939 erschienen die europäischen Staaten in Asien und Afrika als Herren der Imperien oder zumindest mit arroganter Überlegenheit. Die gegenwärtige Wiederbegegnung verläuft unter veränderten Zeichen, ja, in einer neuen Welt.

In den letzten fünf Jahrhunderten war für Europa der Drang nach aussen charakteristisch. Keine andere Zivilisation konnte die Welt scheinbar so sehr nach ihrem Bild formen, andere mit ihrer Technologie und mit ihren

Ideen segnen oder belasten, andere Völker und ältere Zivilisationen morden, füttern und unterrichten. Wenn die ganze Welt, wie die Phrase lautet, heute nur ein grosses Dorf ist, so ist das zum grössten Teil eine europäische Leistung, oder, anders ausgedrückt, eine euroäische Schöpfung, die von den Nordamerikanern vollendet wurde. Diese teilweise Europäisierung der Welt ist eine bedeutende historische Erscheinung; in der Tat hat sie Europa nicht weniger geformt als die aussereuropäische Welt. Was für ein Gemisch von Motiven trieb Generationen von Europäern an, oft unter schrecklichen Bedingungen ihre Bestimmung oder ihr Glück in heissen, unwirtlichen Gegenden zu suchen; wie sehr mussten sie das wirtschaftliche Element des Dranges nach aussen, die offensichtliche Absicht, sich zu bereichern, vor sich selber verbergen, um spätere Generationen glauben zu lassen, die eng beschränkte Betonung dieses einen Faktors durch Hobson und Lenin wäre eine dogmatische Offenbarung und nicht eine Teilwahrheit! Die Tatsache der Expansion Europas ist auf den ersten Blick und allgemein sichtbar; die vielfältigen Gründe sind bisher nicht voll erforscht.

In der Nachkriegsperiode, ungefähr von 1948 bis 1973, während die Europäer sich mit mehr oder weniger Eile und Stil aus ihren Imperien zurückzogen, wurde der Nordatlantik zur grossen Strasse für den Austausch von Menschen, Ideen, Neuerungen und Waren. Im Schatten Amerikas zog sich Europa geographisch zurück und wurde wirtschaftlich wieder stärker, aber seine Verbindung mit dem Rest der Welt hatte tiefere Wurzeln und überlebte den Anfangsschock der Entkolonisierung. Unter dem Einfluss der Ölkrise und aufgrund der wechselseitigen Bedürfnisse müssen sich die Europäer wieder ihrer Stärke bewusst werden – oder sie sinken noch tiefer.

Früher widmete man den Beziehungen Europas mit Nordafrika und Asien weniger Aufmerksamkeit als jenen mit Russland und Amerika. Diese Beziehungen werden jedoch wahrscheinlich eine neue Bedeutung erlangen, und ihr Platz in der heutigen Welt muss in diesem historischen Kontext gesehen werden. In der Tat: was ist von der europäischen Präsenz anderswo übriggeblieben? Weiss man dort zwischen Europa und Amerika zu unterscheiden oder werden sie einfach als «Westen» in einen Topf geworfen? Was braucht man von Europa – und was erwartet man? In welchem Licht sieht man Europa, seine Kultur, seine Gegenwart, seine Zukunft? Oder ist Europa für sie bedeutungslos geworden? Wie gross ist die Gemeinsamkeit der Ansichten und Interessen innerhalb der Dritten Welt? Haben sie eine gemeinsame Haltung gegenüber den einstigen Kolonialmächten? Welche Rolle bleibt für Europa nach Ansicht der Nichteuropäer in der gegenwärtigen historischen Begegnung – oder Kollision –

der Kulturen? Entsprechen sich die Erwartungen der Nichteuropäer und Europas Perspektiven und Leistungen? Oder hat das Ende des alten Imperialismus zu einem beispiellosen Isolationismus geführt, der es Europäern gestattet, wirtschaftliche Verbindungen zu erhalten, aber die Möglichkeiten einer bedeutenden Rolle auf ein Minimum reduziert?

Mit diesen und anderen Fragen machte ich mich auf eine Reise, die mich in 14 Wochen von Algier nach Tokio führte. Ich wollte Europa aus der Ferne sehen, aus Ländern, die es einst beherrschte, aus Gebäuden, die es einst zu seinem Ruhm errichtete. In all diesen Ländern sprach ich mit verschiedenartigen Leuten: Staatsmännern, Funktionären, Journalisten, Akademikern, Unternehmern, Zufallsbekanntschaften; und überall stiess ich auf waches Interesse an Europa. Europas Geschichte lief quer durch alle diese Länder.

Mein Netz war weitgespannt, aber nicht zu feinmaschig. Ich hoffte, dass meine Kenntnis über Europas Vergangenheit mir helfen würde, die Tatsachen der Gegenwart auszuspüren und zu verstehen, die ihrerseits wieder Europas gegenwärtigen Zustand illustrieren. Ich fragte die Leute nach Europa, und ihre Antworten sagten mir auch etwas über sie selber. Mein Bericht enthält also erste und unsichere Eindrücke, das Echo von Gesprächen und gelegentliche Abweichungen darüber, wie es in den einzelnen Ländern mit den Menschenrechten bestellt ist. Vieles davon mag sich als ephemer erweisen und bald von den Ereignissen überholt werden, aber so ist es nun einmal, wenn man sich mit aktuellen Problemen befasst. Gerade die Vergänglichkeit dieser Eindrücke war es, die mich zu diesem ersten Bericht veranlasste.

Beginn in Algier

Algier könnte der ideale Platz für den Beginn einer Reise durch Afrika und Asien sein: es beschwört die koloniale Vergangenheit herauf und repräsentiert die militante nachkoloniale Gegenwart. Der Kampf um Algeriens Unabhängigkeit war der verbissenste Kolonialkrieg. Auf dem Forum internationaler Begegnungen sind es oft Algerier, die den radikalen Chor antikolonialistischer, antiwestlicher, antiisraelischer Gefühle anführen. Die Algerier begehren eine Führungsmission in der Dritten Welt. Als die Ägypter das Sinai-Entflechtungsabkommen unterzeichneten, war Boumedienne wütend. Einem solchen Abkommen hätte er eine Einnahme Kairos durch Israel, ja eine lange israelische Okkupation vorgezogen. Was wir brauchen, meinte er, ist «une guerre dure qui dure» (einen harten, andauernden Krieg). Die Worte waren französisch, der Gedankengang war

französisch, die Geistesart war französisch. Ich sprach mit einem hohen französischen Diplomaten über Algeriens Arroganz, und auf meine Anmerkung: «Das haben sie von Ihnen gelernt», antwortete er nach kurzem, verärgertem Schweigen: «Sie haben recht, sie sind jetzt da, wo wir 1801 waren, als wir dachten, wir hätten das einzig richtige Rezept für ganz Europa.»

Selbst in Privatgesprächen bleibt der Ton militant: Wut gegen die reichen Nationen, Drohungen mit Massenterror gegen Touristen in Afrika, wenn gewisse langfristige Forderungen nicht erfüllt werden. Bei der Entwicklung Algeriens, sowohl seiner Bodenschätze als auch des menschlichen Potentials, herrschen andere wichtigere Themen vor: Pragmatismus ist dort an der Tagesordnung. Es ist ein Pragmatismus, temperiert durch Nationalismus: die Verkehrszeichen, die lange französisch geblieben waren, wurden vor kurzem durch arabische ersetzt, die manche Algerier und die meisten Ausländer nicht lesen können. Ein führender Jurist und Rechtsprofessor erklärte mir die drei Stadien der Unabhängigkeit: das politische, das wirtschaftliche und das kulturelle. Dieses bedeutet: Ende der Belehrung durch den Westen, Ende der Vorherrschaft westlicher Informationsmedien; dieses Stadium werde erst während der achtziger Jahre erreicht werden, aber es war das meistersehnte Ziel.

Viele Algerier, mit denen ich sprach, machten Anspielungen auf die Sonderrolle Algeriens im Bezug auf die Länder der Dritten Welt. Aber ihr eigener potentieller Reichtum, der wahrscheinlich trotz Verzerrungen und mangelhafter Leitung bald zur Wirklichkeit wird, unterscheidet sie von den übrigen afrikanischen Völkern und deren nackter Armut. Ihr heftiger Konflikt mit Marokko um die Sahara straft ihre Reden von der Einheit der Dritten Welt Lügen. Die Kontraste innerhalb der Dritten Welt sind fast noch krasser als diejenigen zwischen Nord und Süd; die zufällige Verstreuung von Ölquellen macht ein Land reich und ein anderes um so ärmer. In den entwickelten Ländern zeugt Reichtum von Anstrengung, Neuerungen, Entsagungen; nicht so in den Vereinigten arabischen Emiraten oder in Saudi-Arabien, und die Verachtung, mit der Algerier und Ägypter von den Saudis sprachen, war für mich eine neue und überraschende Abart des alten Vorurteils gegenüber neureichen Emporkömmlingen. Die Dritte Welt existiert immer nur dort, wo sie der Ersten gegenübersteht; sonst bestehen in ihr ungeheure explosive Rivalitäten und Gegensätze.

Zum Unterschied von ihren Maghreb-Nachbarn – von den Ägyptern gar nicht zu sprechen – haben die Algerier keine lange ruhmreiche Geschichte vor der Zeit der französischen Kolonisierung. Ihre Geschichte ist der Unabhängigkeitskrieg und ihre Leidenschaft die Unabhängigkeit. Und

in dieser Leidenschaft dient ihnen ein Ausländer als heroisches Modell: De Gaulle, der in Algier lebt. Die Algerier gedenken seiner als des Feindes, der sie verstand und seine Landsleute zwang, das Unannehmbare zu akzeptieren – die Unabhängigkeit Algeriens. (Auf dem restlichen Teil meiner Reise sollte ich entdecken, wie sehr De Gaulle in der ganzen Welt zum Mythos geworden ist und wie oft man sich auf das Beispiel seiner moralischen Autorität beruft. Im Tod, so würde es scheinen, hat er über Roosevelt und Churchill triumphiert, die zu Lebzeiten seine ehrgeizigen Ansprüche durchkreuzten.) Die Algerier haben eine gaullistische Sicht der Politik: einen Traum von Grandeur, gemischt mit hartnäckigem, unsentimentalem Pragmatismus. Sie haben seinen autoritären Führungsstil nicht vergessen und rühmen seinen Traum von einem unabhängigen Frankreich in einem unabhängigen Europa: sie sehen in ihm – ich meine: zu Unrecht – einen Befürworter ihrer blockfreien Politik. Ein gaullistisches Europa, so meinen sie, wäre ein Europa, frei von amerikanischer Hegemonie, und daher ein Europa, das engere Bindungen an die arabische und afrikanische Welt suchen würde.

Die mehr ideologischen Elemente in Algerien sehen in Europa einen amerikanischen Satelliten, Amerika, der Militärgigant, das «Fortschrittliche», erdrücke die radikalen sozialistischen Elemente Europas. Ihr Traum ist ein freies Europa, zumindest eine Mittelmeerzone, frei von Militärstützpunkten. Kurz, manche Algerier möchten, dass Europa sich von der amerikanischen Vormundschaft befreie – während sie selber sich den USA immer mehr nähern. Die amerikanische Präsenz in Algier ist im ständigen Anwachsen – oftmals auf Kosten der französischen; ein algerischer Professor meinte, Amerika wäre «so fern und zu nahe». Gegenwärtig dehnen die Algerier ihre Handelsbeziehungen zu den USA und zur Bundesrepublik aus, nicht aus freier Wahl, sondern aus Notwendigkeit, und zum Teil deshalb, weil die Franzosen, wie man mir sagte, Algerien immer noch als ihr Privatrevier betrachten und daher von den Algeriern Vorzugspreise und -behandlung erwarten. Die Bindungen zwischen Algerien und Frankreich sind immer noch sehr stark, trotzdem sich die politischen Beziehungen verschlechtert haben; Algerien akzeptiert z.B. weiterhin französische Vorherrschaft im Gesundheitswesen oder französische «coopérants» im Erziehungswesen, aber in wirtschaftlichen Angelegenheiten verhält es sich so rationell wie irgendein kapitalistisches Land: es kauft am billigsten und verkauft am teuersten Markt.

Dem Aussehen nach bleibt Algier französisch; einmal muss es ausgesehen haben wir irgendeine französische Stadt am Mittelmeer. Seit der Unabhängigkeit hat sich jedoch die Einwohnerzahl von Algier verdreifacht, teils durch Zustrom vom Land, der sich in die verlassenen fran-

zösischen Wohnungen ergoss, teils durch eine sehr hohe Geburtenrate. Die Bevölkerungszahl Algeriens ist ein Drittel der französischen, doch letztes Jahr wurden in beiden Ländern gleich viel Menschen geboren. Manche Algerier betrachten diese hohe Geburtenrate als Anzeichen des Dynamismus im Gegensatz zur europäischen Dekadenz.

Aber das hat seinen Preis. Algier ist heute schäbig, überfüllt und ungepflegt – das unerfreuliche Ergebnis individueller Nachlässigkeit und staatlichen Eigentums. Es ist eine Art osteuropäischer Sozialismus unter Palmen. Nach den Schreckensjahren des Krieges mussten die Algerier ein Jahrzehnt den Gürtel enger schnallen, um den Aufbau einer industriellen Wirtschaftsbasis finanzieren zu helfen. Im Augenblick scheint es ein gewisses Murren darüber zu geben, dass nach all diesen Jahren der Opfer das Leben immer noch so schwer ist. Im Februar 1979 mussten wegen Anzeichen einer Unzufriedenheit, mit der man nicht gerechnet hatte, die fälligen Wahlen verschoben werden.

Algeriens natürlicher Reichtum ist jedoch so gross, dass es sich wahrscheinlich seinen Sozialismus und seine verschwenderischen ehrgeizigen Pläne leisten kann – doch eben wegen dieses natürlichen Reichtums kann es kaum als Modell für die Dritte Welt gelten. Die gegenwärtigen Schwierigkeiten machen deutlich, dass es ohne Pragmatismus nicht geht: die Algerier sind bereit, Hilfe von allen Systemen anzunehmen, und werden in ihrer Aussenpolitik weniger abenteuerlich werden.

Ein letztes Wort über die Algerier: das Leid, das sie unter den Franzosen erfuhren, war hart und fühlbar; der Nutzen der französischen Herrschaft war oft unspürbar und indirekt. Die heutige Generation hat kaum Interesse an einer Bilanz des Leidens und Nutzens. Es ist bemerkenswert, wie wenig sie den Franzosen nachtragen. Gewohnheiten und Gefühle strafen die Redner Lügen. Wohl sind die politischen Beziehungen mit Frankreich gerade jetzt umwölkt, der französische Einfluss im Rückgang. Die Algerier klagen über die Diskriminierung und Einschüchterung der in Frankreich arbeitenden Brüder. Von De Gaulles Hoffnung, Algerien könnte Frankreichs Brücke zu Afrika werden, und von der algerischen Hoffnung, Frankreich könnte Algeriens Brücke zu Europa werden, ist heute nicht viel übrig. Doch die Bindungen in Kultur und Wissenschaft bestehen weiter:

Man liest jeden Nachmittag «Le Monde»; in weiten Kreisen herrscht die Hoffnung, eine Linksregierung in Frankreich würde mehr Verständnis für Algerien zeigen als das Giscard-Regime. Ein hoher Beamter im Aussenministerium sagte mir, es gebe wahrscheinlich keine zwei Völker, die sich gegenseitig so gut kennen wie Algerier und Franzosen; jeder kennt die «pensées et arrière-pensées» – die Gedanken und Hintergedanken – des andern. Er fügte hinzu: «Es war das System, wogegen wir kämpften, nicht

die Franzosen.» Natürlich gibt es jede Menge Streitereien zwischen Franzosen und Algeriern; was überrascht – besonders im Licht des antiimperialistischen Kreuzzuges – ist, wieviel wechselseitige Wertschätzung es noch gibt. Sogar die Schwächen des anderen werden als Gemeinsamkeiten erkannt.

Kairo – trübe Vision

Eine Reise von Algier nach Kairo ist eine Reise aus einer unverwirklichten Zukunft in eine grosse verfallende Vergangenheit. In Algier sind die Menschen kühl, aber voller Hoffnung, in Kairo fand ich sie voller Wärme, gastfreundlich, aber mutlos. Ich erreichte Kairo wenige Wochen nach Unruhen, mit denen die Bevölkerung spontan auf die Erhöhung der Grundnahrungsmittelpreise durch die Regierung reagiert hatte. Die Polizei war hilflos gewesen – aus unbekannten Gründen; vielleicht sympathisierte sie insgeheim mit den Demonstranten; schliesslich hatte die Armee eingesetzt werden müssen und die Gewalttätigkeiten, zu denen es dann kam, ebenso wie die sofortige Rücknahme der Preissteigerungen zeugten von der Schwäche der Regierung. Es war ein schwerer Schock für Präsident Sadat, der schnell und fälschlich den Kommunisten die Schuld gab.

Die Unruhen boten eine Kulisse für den überbordenden Pessimismus. Das Versagen der öffentlichen Dienste in Kairo ist ein Symbol des Zustandes der ägyptischen Wirtschaft: unerträglich überlastet, gehemmt durch Unfähigkeit. Auch Kairos Bevölkerung hat sich in den letzten Jahren mehr als verdoppelt, während Wohnungsbestand und Dienstleistungen, anstatt sich auszudehnen, durch Abnützung und Vernachlässigung verfallen. (Man erzählte mir von einem Pendler, der in der U-Bahn plötzlich fühlte, er müsse ersticken. Der ungewöhnlich kleine Mann biss den Nächststehenden in die Hand, so dass er plötzlich zurückwich. Unmittelbar darauf versetzte er dem Übeltäter einen Schlag, doch der hatte inzwischen zwei lebensrettende Atemzüge tun können). Die Ägypter brauchen Hilfe, und die Saudis halten sie an kurzer Leine. Die USA haben auch Hilfe gewährt, und aufs Sadats Gesuch hat ihm Bonn einen früheren Finanzminister als Wirtschaftsberater zur Verfügung gestellt. Die Ägypter, mit denen ich sprach, zeigten wenig Hoffnung; einer meinte seufzend, früher wäre Alexandria gewesen wie Nizza, Kairo wie Paris, nun würden sie bald sein wie Bombay und Calcutta – und ganz Ägypten wie Bangla Desh. Sind das nur elegische Visionen des Verderbens? Oder eine Spiegelung der bedrückenden Wirklichkeit: 80 Prozent einer wachsenden Bevölkerung leben auf 4 Prozent des Bodens. Viele Ägypter wandern aus, und die Best-

qualifizierten finden am schnellsten den Weg nach Kanada oder in die reicheren arabischen Staaten, die ihnen Arbeit geben und ihre Dienste entsprechend bezahlen können. Anderseits sind die Reichen in Ägypten sehr reich – und sehr neu. Sie halten prunkvolle und kostspielige Hochzeitsfeiern im Hilton. Die Kluft zwischen armen und reichen Ländern spiegelt sich gleichsam im Leben der meisten unterentwickelten Länder wider.

Die Ägypter brauchen ausländische Hilfe, wie schon so oft in ihrer Geschichte. Und wie oft wird man doch anschaulich oder durch Worte daran erinnert, dass die ägyptische Zivilisation eine grosse historische Vergangenheit hat! Wenn man die Ägypter nach ihren Beziehungen zu Europa fragt – ein Thema, das ihnen sehr am Herzen liegt –, antworten sie mit einem Vortrag über Ägyptens Geschichte. Die Ägypter haben mehrere Identitäten, und sie verstehen es, leicht von einer zur anderen überzuwechseln: sie können sich auf ihre Abstammung von den Pharaonen berufen, auf ihre alte Zivilisation, die als erste einen zentralisierten Staat errichtet hat; sie können sich mit der grossen arabischen Welt in ihrer ganzen Ausdehnung identifizieren; oder sie können sich auf ihre mediterranische Identität berufen, d.h. auf ihre Zugehörigkeit zu einer Mittelmeerkultur, die Europa und Nordafrika, vor allem aber Ägypten zu einer Kultureinheit verschmilzt.

Jerusalem – misstrauisch

Die Reise von Kairo nach Jerusalem dauert 20 Minuten im Direktflug. Kairo ist eine wimmelnde, geschäftige Metropole, die irgendwie an New York erinnert; Jerusalem hat eine unheimliche Ruhe, es ist eine kleine Stadt, durch Bürgermeister Teddy Kolleks Sinn für das Schöne und seinen Griff für das Praktische als Oase gehätschelt. Jerusalem ist eine Stadt der Religionen und Eroberungen mit einer Geschichte, die allen grossen Religionen der Welt gehört; es zeugt vom Wechsel, und seine gegenwärtigen Bewohner sehen sich selber als Verwalter und wollen dies so gut wie möglich sein – was ihnen nur noch grösseren Zorn, nicht Anerkennung, von seiten der Araber eintragen wird.

Eine schöne und scheinbar prosperierende Stadt, aber unter der Oberfläche sind die Israelis schwermütig. Ich hatte das Gefühl, es sei nicht die prekäre äussere Position Israels, die ihre Stimmung bedrückt, sondern ein inneres Malaise, gleichzeitig greifbar und ungreifbar. Israel hat schwere wirtschaftliche Probleme, ein Riesendefizit, eine ungünstige Handelsbilanz, galoppierende Inflation, Mangel an Bereitschaft, ein Programm der Einschränkungen zu akzeptieren – er drückt sich in Wellen von Streiks aus,

die die Regierung nicht kontrollieren kann – und eine Verlangsamung des Wirtschaftswachstums. Zwei Gefahrensignale: Skandale und eine wachsende Auswanderung, die wahrscheinlich für die Israelis ein besonders schmerzhaftes Thema ist. Die Enthüllungen von Korruption waren vielleicht ein Schock, der den Unruhen über die Lebensmittelpreise in Kairo gleichkommt. Israelische Wissenschaftler sprechen von einer Generationenkrise, von sozialer Unruhe, die zu überwinden lange Zeit dauern wird.

Es waren Juden aus Europa, die Palästina besiedelten; heute bilden orientalische Juden, Flüchtlinge aus den arabischen Nachbarländern, die Mehrheit der Bevölkerung. Aber Osteuropas Judentum gibt immer noch den Ton im öffentlichen Leben an, und Europa hat daher besondere Bedeutung für die Israelis – ganz abgesehen davon, wie wichtig die EG für Israel ist. Der europäische Antisemitismus war der Katalysator des Zionismus: der Traum von einer eigenen Heimat, vom erlösten Zion, wurde jahrzehntelang durch die zaristische Verfolgung am Leben erhalten und schliesslich als Ergebnis von Hitlers Genozid verwirklicht. In der Zeit vor Hitler wurde der Zionismus mit Mühe und Not durch die Unterstützung des westlichen assimilierten Judentums am Leben erhalten. In der Nachlese des Holocaust wurde die Umwandlung der Teil-Heimstätte in den unabhängigen Staat Israel, der von allen europäischen Staaten anerkannt wird, möglich, ja unvermeidlich; das Gewissen der Welt fand moralisches Behagen daran, wobei für den Moment die Tatsache als unwichtig betrachtet wurde, dass aus der Sicht der Araber oder Palästinenser diese Gewissenserleichterung auf ihre Kosten geschah. Sollten sie für das Blut zahlen, das Europäer so unbarmherzig vergossen hatten?

Einige Jahre lang waren die Beziehungen zwischen Israel und Europa ausserordentlich eng. Das aber änderte sich nach dem Krieg von 1967 und noch mehr während der Ölkrise 1973/74 und nach ihr. Das Ölembargo hatte den Europäern gezeigt, wie verletzlich sie waren, und ihre erste Reaktion, an deren Spitze Frankreich stand, war es, den Arabern den Hof zu machen – und den Israelis die Schuld zu geben. Diese deuteten das schnell mit der zynischen Bemerkung, dass die Europäer ja immer bereit waren, ihre Juden zu opfern. Die Israelis können verstehen, dass man alles tun muss, um zu überleben; sie haben Verständnis für Egoismus. Was die Israelis empört, ist die moralisierende Haltung der Europäer. Die Israelis sind aufgebracht, wenn ihnen Europäer predigen, dass Annexionen etwas Böses sind – als ob die Geschichte Europas etwas anderes gewesen wäre als eine Chronik gegenseitigen Auffressens!

Ausserdem sind die Israelis erstaunt über das, was sie als allgemeine Scheinheiligkeit auf ihre Kosten betrachten. Die israelischen Sozialisten z. B. waren entsetzt über die Absicht europäischer sozialistischer Parteien,

die arabischen sozialistischen Parteien in die Zweite Internationale aufzunehmen: konnten sich die Europäer wirklich vortäuschen, die arabischen Parteien wären demokratisch?

Im Grunde geht es darum, dass die Israelis uneingeschränkte Unterstützung verlangen, während die Europäer den Arabern bedingte Unterstützung gewähren. Die Kluft zwischen Israels Erwartung und Europas Taten erweitert sich.

Die Israelis nehmen ihre Isolierung zur Kenntnis – und zwischen Isolation heute und Verfolgung gestern neigen sie ein wenig zu sehr dazu, kritische Bemerkungen aus dem Ausland als Beweis zu sehen, dass das Ausland versagt, und nicht als Äusserungen, die Sympathie oder historisch bedingte Befürchtungen ausdrücken. Kampfgewohnte Gruppen neigen dazu, zu denken: «Wer nicht für mich ist, ist gegen mich», doch Unzulänglichkeit für Kritik ist etwas, was sich wahrscheinlich nicht einmal eine Grossmacht erlauben kann. Es ist eine der Ironien von Israels Nöten, dass ein Volk, von dem man glaubte, es beherrsche die Kommunikationsmedien, die Schlacht um die öffentliche Meinung verliert. Die Israelis sind schnell bereit, Kritik zu ignorieren und gleichzeitig auf ein Reservoir von «goodwill» in Europa zu vertrauen. Aber ein Teil der Kritik ist die Folge freundschaftlicher Besorgnis – deshalb sollte man sie in Israel prüfen, nicht verächtlich beiseiteschieben.

Aber Europa ist für die Israelis immer noch verzweifelt wichtig. Es gibt immer noch eine Verwandtschaft und eine kulturelle und wissenschaftliche Partnerschaft; Westeuropa ist Israels grösster Handelspartner und der Hauptverbündete von Israels einzigem Verbündeten. Aus Gefühlsgründen und im Interesse des Überlebens bleibt Europa ein wichtiges Element in Israels Zukunft.

Ich habe einen bekannten israelischen General gefragt, was er von Europa denke, und er antwortete ohne Zögern: «Europas wichtigster Beitrag für die heutige Welt wäre sein Überleben.» Er beendete ein langes Gespräch mit der Behauptung, die defensive Strategie der NATO sei eine Sünde – nur eine überlegene Macht könnte sich eine solche Strategie leisten; wer schwächer ist, muss eine offensive Verteidigung für den Fall eines Angriffs planen. Diese zwei Aussprüche sind charakteristisch für Israels Besorgnis (die, wie wir noch sehen werden, von anderen geteilt wird), dass Europa dem Wohlstand erlegen ist, dass es nicht gewillt ist, politische oder militärische Risiken einzugehen.

Die Europäer sind weiterhin von Bedeutung – nicht oder nur marginal in den Kernfragen von Krieg, Frieden und Sicherheit, sondern in einer anderen Hinsicht: ihre Geschichte und die Geschichte des arabisch-israelischen Konflikts sind tief und tragisch verflochten. Araber und

Israelis fühlen sich beide als Daueropfer der Geschichte, ausgebeutet und unterdrückt von den ehemaligen europäischen Herren, und die Erinnerung an erlittenes Leid und Unrecht lässt Verdacht und Befürchtungen entstehen, die die Bereitwilligkeit vermindern, auf den Frieden zu setzen.

Eines meiner letzten Gespräche in Israel führte ich mit einem ehemaligen General, der fest an die Möglichkeit eines Friedens glaubte, jedoch nicht sicher war, ob irgendeine israelische Regierung imstande sein würde, das Volk von der Notwendigkeit gewisser Konzessionen zu überzeugen. «Vielleicht brauchen wir einen De Gaulle, doch keiner ist in Sicht.»